

EINLEITUNG

Schon immer haben Menschen versucht, in Gedichten, Liedern und Filmen die große Bedeutung der Liebe in unserem Leben zu zeigen. Liebe wird oft als Garantie für ein glückliches Leben genannt. Selbst die Werbung bedient sich der starken Gefühle, die der Begriff „Liebe“ auslöst, um uns dieses oder jenes Produkt begehrenswert erscheinen zu lassen. Es sieht so aus, als sei unsere Kultur überall und ständig der Liebe auf der Spur – und natürlich ganz besonders in Ehe, Familie und Freundschaft. Liebe ist die Kraft, die den Zusammenhalt bewirkt. Aber ist das Zufall? Keineswegs! In der Bibel, dem wichtigsten und weisesten Buch aller Zeiten, lesen wir nämlich, dass unser Gott selbst die Liebe ist.

Welches Gefühl berührt uns tiefer als die Schmetterlinge im Bauch, wenn die erste Liebe sich meldet, oder die Wärme der Zuneigung, wenn wir den vertrauten Freund in die Arme schließen oder einer unserer Lieben uns in der Not hilft. Da ist es kein Wunder, dass wir die Liebe höher schätzen als viele andere schöne Erfahrungen. Die alltäglichen Widrigkeiten lassen sich viel besser ertragen, wenn wir Menschen um uns wissen, die uns liebend beistehen, sobald wir sie brauchen, und die uns den Rücken stärken, ohne nach einer Gegenleistung zu fragen.

Weil sich aber jede Liebesbeziehung zwischen Menschen er-

eignet, die Fehler machen, geht es nicht ohne Konflikte ab. Und im Gegensatz zu den in Film und Fernsehen dargestellten Konflikten können die Probleme im wahren Leben selten in anderthalb Stunden gelöst werden. Immer wieder machen es Umstände und beteiligte Personen geradezu unmöglich, auch mit dem größten Liebeseinsatz zu einem glücklichen Ende zu kommen.

Der erste große Überschwang der Schmetterlingsgefühle ist nach der Hochzeit bald verfliegen und die Romantik hat sich verflüchtigt. Da kommt es zur ersten großen Auseinandersetzung, und schon sind wir Gegner, statt einander beizustehen.

Missverständnisse schleichen sich in unsere Beziehung ein, oder die Erwartungen sind viel zu hoch gesteckt. Und oft genug haben wir keine Ahnung, wie uns ein bisschen mehr Liebe aus dem Schlamassel heraushelfen könnte. Wenn dann irgendwann gar nichts mehr geht, machen wir uns eben aus dem Staub ... und lassen verwundete Herzen zurück.

Als Pastor und Seelsorger habe ich so etwas immer wieder erleben müssen. Die Ehe ist lästig und langweilig geworden, und schon ist die Versuchung da, mal nachzusehen, ob die Kirschen in Nachbars Garten nicht doch viel röter sind. Eltern und ihre pubertierenden Kinder streiten sich, weil sich der eine oder andere missverstanden fühlt. Ein Mensch sitzt isoliert in der Kirchenbank oder allein zu Hause, weil Freundschaften zerbrochen sind und nun die Angst quält, aufs Neue verletzt zu werden, sobald man sein Herz für den anderen öffnet.

Ich bin leider zu vielen Menschen begegnet, die, von der Liebe enttäuscht, frustriert aufgegeben haben. Einer Partnerschaft den Rücken zu kehren bringt in den meisten Fällen längst nicht die erhoffte Erlösung und die Befreiung aus Problemen. Das Leben wird selten leichter. Im Gegenteil! Unbewältigter Groll und das Bedürfnis, Schuld von sich zu weisen, bleiben eine Last fürs Leben.

Die Liebe macht also Probleme. Aber gibt es eine Lösung dafür? Ja, die gibt es. Nur müssen wir dafür zuerst eins begreifen: Wenn die Liebe alle Schwierigkeiten des Lebens überstehen soll, muss sie für uns mehr sein als ein schönes Gefühl, das von Natur aus flüchtig ist. Nein, sie muss im Tun verankert und konkret erfahrbar werden – in unserer Ehe, im Leben in der Familie, in Freundschaften, im Bekanntenkreis und selbst für unsere Gegenspieler in Konflikten.

Darum geht es in diesem Buch! Auf den folgenden Seiten werden Sie Menschen begegnen, in denen Sie sich wiederentdecken können. Sie stecken in Schwierigkeiten, die auch Ihnen bekannt sein dürften. Aber sie haben es auch geschafft, Hürden zu überspringen und das Beste aus ihren Problemen zu machen. Es sind mutmachende Erfolgsgeschichten, die uns motivieren wollen, es doch auch selber zu probieren.

Sie werden von folgenden Menschen lesen:

- Von Doris, die ein so alltägliches Geräusch wie das Klappern eines Löffels fast ausrasten ließ.
- Von Faith und Louise, die lernen mussten, eine völlig veränderte geliebte Person neu anzunehmen.
- Von Sarah, die erst als Erwachsene ihre Schwestern richtig kennenlernte, und von Laquita, die sich nach vierzig Jahren unsterblich in ihren Mann verliebte.
- Von Sudha, die vor ihrer Haustür eine lebensmüde Fremde fand, und von Laurie, die erleben durfte, wie die Liebe durch ihre Gartenhecke kroch.
- Von Steven, der einen Becher heißen Kaffee weitergab, um sein Herz zu erwärmen, und von Tamara, die die Erfahrung machte, wie sie mit viel Fantasie und Liebe die letzten Monate eines Einsiedlers bereichern durfte.

- Von Rebecca, deren Vater es nicht über sich brachte, Gefühle zu zeigen, und von Eileen, die ihre Gefühle nicht zügeln konnte.
- Von Elsi, deren Leben durch ein missmutiges kleines Mädchen verändert wurde.
- Von Pamela, die in einer silbernen Dose den Schatz ihres Lebens fand.

Sie alle – und noch einige mehr – erzählen, wie sie gelernt haben, auch unter schwierigsten Umständen Liebe zu leben und am Ende zu triumphieren. Was sie erlebt haben, ist oft bewegender als so manche erdachte Geschichte aus Hollywood. Sie als Leserin und Leser werden keine Mühe haben, sich mit diesen Menschen zu identifizieren. Sie werden ihre Ängste nachvollziehen und sich am Ende gemeinsam mit ihnen freuen.

Nach jeder Geschichte hebe ich einige wichtige Gedanken noch einmal heraus, die Ihnen helfen sollen, Ihre eigenen Beziehungen auf festen Grund zu stellen. Sie bekommen anhand dieser Geschichten einige Hinweise, wie man konkret etwas tun kann, um die Liebe zu wecken und neu zu entfachen, die Bestand hat, auch nachdem die Liebesbeteuerungen nicht mehr so romantisch klingen.

Wünschen Sie sich, dass Ihre Beziehungen so harmonisch wie irgend möglich sind? Dann machen Sie sich auf den Weg. Wer wahrhaft liebt, fragt nicht danach, welche Qualitäten der Adressat hat oder ob es sich lohnt, ihn zu lieben. Wahre Liebe ist weder Lippenbekenntnis noch Hochgefühl. Liebe zeigt sich vielmehr im Tun, und dieses Handeln setzt eine bewusste Entscheidung voraus. Lesen Sie in den folgenden vierzig Geschichten, wie unterschiedlich diese Liebe buchstabiert und gelebt werden kann.

Gary Chapman

VERSCHWENDERISCH GELIEBT

Tony kam eines Tages in unser Büro, wo Tim, mein Mann, Kriegsveteranen seelsorgerlich betreute. Er war kahlköpfig, hager und ungefähr Ende vierzig. Ein Strahlen lag auf seinem Gesicht. Er besaß diesen verschmitzten Charme, dem seine Mutter, als er klein war, bestimmt nicht hatte widerstehen können, selbst wenn er etwas ausgefressen hatte. Und sein Lachen, eher ein kindliches Glucksen, war geradezu ansteckend. Ich sah ihn an jenem Tag nur flüchtig, trotzdem hinterließ dieser Mann einen bleibenden Eindruck bei mir.

Ein paar Tage später fragte Tim mich: „Erinnerst du dich an Tony?“

„Aber ja!“, antwortete ich, während ich die Post sortierte.

„Falls es dich interessiert, erzähle ich dir noch ein bisschen von ihm. Er ist HIV-positiv, musste sich vor Hurrikan Katrina in Sicherheit bringen, ist schließlich hier in Denver gelandet, und soweit ich weiß, hat er keinen Menschen auf dieser Welt. Er war wohl lange obdachlos. Inzwischen kann er sich mit etwas staatlicher Unterstützung eine kleine Wohnung leisten. Allerdings steht seine Wohnung so gut wie leer, und er schläft auf dem Fußboden. Er hat noch nicht mal ein Bett.“

Er hat kein Bett? Und krank ist er obendrein? So schoss es mir durch den Kopf. *Kein Bett!* Ich sah Tony vor mir – zusammengerollt am Boden liegend. Gewiss, von solchen Notlagen hört man immer mal, aber diesmal war mir, als würde mich jemand schütteln und mir ins Gewissen sagen: „Er hat noch nicht mal ein Bett! Und du – was besitzt du alles?“

In unserer Familie hatten wir uns immer bemüht, Bedürftigen zu helfen. Wir packten Weihnachtsgeschenke für arme Kinder ein, kochten für Nachbarn, deren Angehörige im Krankenhaus besucht werden mussten, und gaben Geld für Afrika. Aber mit diesen Hilfsaktionen machten wir uns die Hände nicht schmutzig. Hinterher hatte sich bei mir nichts geändert. Unser Leben war niemals wirklich mit der Not anderer in Berührung gekommen.

Ich spürte ein Krampfen in der Magengegend und eine Leere im Kopf. Ja, ich musste ein Bett für Tony besorgen! Ich hatte keine Ahnung, warum ich mich ausgerechnet diesmal so engagieren musste. Aber Gott wusste es. Und es musste ein *neues* Bett sein! Ich wollte diesen Menschen lieben – verschwenderisch lieben. Während ich noch über dieses innere Drängen nachdachte, fragte ich mich, worauf ich mich da überhaupt einließ. Noch nie zuvor hatte ich mich derart für einen Fremden eingesetzt.

Wir brachten Tony das neue Bett mit Kissen und Decke, das ich mit meinen Töchtern ausgesucht hatte. Ich war aufgeregt wie ein kleines Kind. Dann saß er auf der Bettkante, strich die Decke glatt und lächelte verlegen – bis ihn seine Gefühle übermannten. Er schluchzte, unterbrochen von einem röchelnden Husten, bis sein ausgezehrter Körper völlig erschöpft war.

„Danke. Vielen, vielen Dank. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Ich ... ich ...“ Er stammelte mit tränenerstickter Stimme. Dieses Bett schien wie ein Lichtstrahl zu sein, der an einem dunklen Ort aufstrahlte.

„Tony, Schätzchen, was ist bei dir los?“, rief die Nachbarin, die aus der Wohnung von nebenan gekommen war, nun in der Tür stand und neugierig in die Runde blickte. „Wollte mal nach dem Rechten sehen. Bin nicht wild drauf, neue Leute kennenzulernen, aber interessiert mich ja doch, was hier los ist.“

Sie sah das Bett und schüttelte den Kopf. „Tony, Tony, hab ich’s dir nicht gleich gesagt: Der liebe Gott wird sich um dich kümmern. Und jetzt hat er dich erhört!“

Auch unsere Freunde und Angehörigen ließen sich nicht zweimal bitten. Sie brachten neue Töpfe und Pfannen, Schüsseln, Handtücher, eine Mikrowelle und Geldspenden. Meine Schwester sorgte für die restliche Möblierung – aber nicht etwa mit ausrangierten Stücken! Sie kaufte Neues, und so passte alles zusammen.

Ich ermahnte Laurie: „So langsam mache ich mir Sorgen. Was du aus gibst! Wir kennen ihn doch kaum. Nachher verkauft er alles, oder er lässt sich beklaunen.“

„Ich will es so, und was passiert, das passiert eben“, sagte sie mit einem Lächeln. Liebe im Überschwang.

Nach einer Reihe von Tagen rief ich Tony an, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Wie es seine Art war, sah er alles ganz positiv. „Oh, mir geht’s sehr gut heute. Wusstest du übrigens, dass ich morgen Geburtstag habe?“

„Ach ja? Na, dann weiß ich was, Tony. Wir feiern ein bisschen zusammen.“

Wir trommelten Familie und Freunde zusammen, packten Geschenke in buntes Papier und backten einen Kuchen. Und dann saß er zwischen meinen Eltern auf seiner neuen Couch, ließ sich den Kuchen schmecken und konnte plötzlich die Tränen nicht mehr zurückhalten. „So eine schöne Geburtstagsfeier habe ich noch nie gekriegt – bei vierzehn Geschwistern.“

Das hatte ich nicht gewusst, und ich fragte mich, wo seine Angehörigen wohl steckten. Was würden wir nach und nach noch alles über Tony erfahren?

Auf der Heimfahrt blickte die Freundin meiner Tochter gedankenverloren aus dem Fenster und sagte: „Das war richtig toll. So was habe ich noch nie erlebt.“

Als ich Tony bald darauf wieder besuchte, bemerkte ich, dass das Geschenkpapier fein säuberlich gefaltet auf den gestapelten Schachteln und Kartons lag.

Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich immer mehr. Die Brust schmerzte und das Atmen fiel schwer. „Ich hatte über’s Wochenende schlimme Beschwerden. Dreimal bin ich ins Krankenhaus. Das tat so weh in der Brust.“

Ich fühlte mich elend. „Wie bist du denn hingekommen, Tony?“, wollte ich wissen.

„Ich habe den Bus genommen, aber bis zur Haltestelle ist es fast ein Kilometer. Angeblich haben sie nichts gefunden, und da schickten sie mich wieder weg. Weil’s mir aber nicht besser ging, bin ich noch zweimal hingefahren.“

Niemand hatte sich also dafür interessiert, wie er nach Hause käme! Ich war außer mir. In der Welt, in der ich zu Hause war, gab es genügend Menschen, die mich selbstverständlich gefahren hätten – mit dem eigenen Auto. In seiner Welt aber gab es nur ihn allein, und allen anderen war er egal.

Also nahmen Tim und ich uns seiner an. Dennoch war nicht zu übersehen, dass man ihn behandelte, als verschwende man kostbare medizinische Ressourcen an ihn. Behandelten die Ärzte ihn so respektlos, weil sie wussten, dass er für niemand wichtig war?

Schließlich behielt man ihn in der Klinik. Und immer, wenn ich hörte, wie herzlos man mit ihm umgesprungen war, be-

schwerte ich mich. Schließlich fragte die Krankenschwester mürrisch: „Wer sind Sie denn eigentlich?“

Ich gab mich entrüstet: „Seine große Schwester natürlich. Sehen Sie die Ähnlichkeit nicht?“

War ich nicht wirklich seine Schwester vor Gott? Hatte ich nicht viele Ähnlichkeiten mit ihm, obwohl seine Hautfarbe viel dunkler war?

Es ging Tony immer schlechter. Eines Tages wartete ich mit ihm zusammen auf den Krebspezialisten. Tony bebte vor Angst und fragte schließlich: „Warum machst du das alles? Du kennst mich doch kaum und weißt nicht, was ich alles angestellt habe.“

Ich lächelte ihn an. „Und du kennst mich auch kaum und weißt nicht, was *ich* alles angestellt habe.“

„Da magst du recht haben.“

„Ich denke, ich habe irgendwann einen Tipp von Gott bekommen. Er hatte mitgekriegt, dass du jemanden brauchst, der dir beisteht und dich einfach lieb hat.“

Tony hatte, wie wir erfuhren, Lungenkrebs, und wir wussten nicht, wie viel Zeit ihm noch blieb. Da wurde es meiner Schwester zum Herzenanliegen, ihn wieder mit seiner Familie zusammenzubringen. Wir ermunterten ihn, wenigstens mit seiner Mutter Kontakt aufzunehmen. Sie lebte in Mississippi.

„Ach nein, ich will nicht, dass sie sich unnötig sorgt. Sie ist fast achtzig“, sagte er, aber Sehnsucht schwang vernehmbar in seiner Stimme mit. Das war das erste Mal, dass er von seiner Mutter sprach!

Auch meine Eltern begannen, ihn regelmäßig zu besuchen – zu Hause und im Krankenhaus. Er nannte sie Mama und Papa, und er weinte oft, wenn er mit ihnen telefonierte. Wie sehr mochte er seine eigene Mutter vermissen!

Eines Abends rief er vom Krankenhaus an. „Der Doktor ist

bei mir und ...“ Seine Stimme wurde heiser, und es schnürte mir die Kehle zu, als er fortfuhr: „Sieht nicht gut aus, große Schwester.“

Er wollte wohl lachen, doch ich hörte nur sein Schluchzen. Der Arzt übernahm den Hörer und erklärte mir in sachlichem Ton, dass sein Patient Lungenkrebs im Endstadium habe und noch maximal vier Monate leben würde.

Ich schäumte vor Wut. Ich hatte die Mitarbeiter in der Klinik gebeten, mich rechtzeitig anzurufen, damit ich bei Tony wäre, wenn er die Diagnose erführe. Eine solche Nachricht zu bekommen und damit allein zu bleiben, ist menschenunwürdig.

Wir eilten ins Krankenhaus. Aber zu meiner großen Überraschung lächelte Tony schon wieder. Er nahm *meine* Hand und tröstete *mich*. Verkehrte Welt! Ich war es, die weinte und weinte.

„Ich weiß, dass du dem Doktor böse bist“, sagte er. „Aber ich wollte unbedingt die Wahrheit hören, und niemand wollte sie mir sagen. Deshalb habe ich ihn gedrängt.“

In dem Augenblick wurde mir so recht bewusst, wie sehr ich Tony bereits ins Herz geschlossen hatte. Später erzählte er mir, dass er, nachdem er die Prognose gehört hatte, am liebsten davongerannt und nie wieder aufgetaucht wäre. „Ich stand schon vor der Tür, aber dann bin ich wieder nach oben gegangen, weil ich euch doch versprochen hatte, hier zu sein, wenn ihr kommt. Und da wollte ich euch nicht im Stich lassen. Ohne euch wäre ich jedenfalls nicht mehr hier.“

Am nächsten Tag hinterließ er mir eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter. Mit einem Singsang ließ er mich wissen, was er zu sagen hatte, und dann lachte er so, wie er immer lachte – und steckte mich an, bis ich in Tränen ausbrach. „Ich habe mal im Chor gesungen“, fügte er noch schnell hinzu, und ich erfuhr ein weiteres Detail aus seinem Leben.

Wir setzten ihm noch immer zu, endlich Kontakt mit seiner Familie aufzunehmen. Und schließlich rief er seine Schwester Cynthia an. Meine eigene Schwester bot an, ihr den Flug nach Denver und ein Mietauto zu bezahlen.

Cynthia wusste noch gar nicht, dass Tony krank war. „Dass er uns nicht früher angerufen hat! Ich wäre doch viel eher gekommen.“

Tony hatte sich von seiner Familie zurückgezogen aus Gründen, die niemand kannte. Offensichtlich waren sie ihm alle liebevoll zugewandt. Aber das Leben musste ihn irgendwann aus der Bahn geworfen haben.

Eines Tages kam ich mit Cynthia ins Gespräch, und sie schütete mir ihr Herz aus. „Ich habe einen kaputten Rücken“, erzählte sie. „Da konnte ich nicht mehr arbeiten. Ich sehnte mich die ganze Zeit danach, mich noch einmal nützlich machen zu können, und ich habe Gott immer wieder gefragt, wozu ich eigentlich noch nütze sei. Welche Aufgabe konnte er mir noch anvertrauen? Ja, und nun habe ich die Antwort! Ich soll Tony mit nach Hause nehmen und ihn pflegen.“

Der Veteranenverein bezahlte Tonys Heimflug, und meine Schwester übernahm die Kosten für Cynthia. Als sie abflogen, wusste ich, dass ich ihn nie wiedersehen würde.

Tonys Familie nahm das verlorene Schaf mit offenen Armen auf. Seine Geschwister eilten aus allen Teilen des Landes herbei, außerdem seine Töchter! Ja, er hatte Kinder – und vier Enkelkinder dazu. Seine Lebensgeschichte schien längst noch nicht zu Ende erzählt.

Seine Mutter wich nicht mehr von seiner Seite. Und eines Tages rief sie mich an. „Ich habe um ein Wunder für meinen Tony gebetet. Und Sie sind die Erhörung gewesen.“

Tony starb im Mai. Er ist eingeschlafen und nicht mehr aufge-

wacht. Aber seine Familie war bei ihm. Nie wieder war er allein gewesen.

Seine Angehörigen hatten zu seiner Beerdigungsfeier ein Faltblatt entworfen und ein Foto von unserer Familie eingefügt. Darunter stand: „Wer wäre würdiger gewesen als diese Familie, sich unseres Tonys liebevoll anzunehmen. Ein Dankeschön reicht längst nicht aus. Sie verdienen viel mehr. Möge Gott Sie segnen und bewahren.“

Gott hat damals, als ich Tony begegnete, mein Herz berührt. Und wessen Herz berührt wird, der kann verschwenderisch lieben. Und was kommt dabei heraus? Eine so anrührende Liebesgeschichte, wie sie sich niemand ausdenken könnte.

Tamara Vermeer



Manchmal läuft uns jemand über den Weg, und dieser Jemand berührt unser Leben – manchmal auch durch Probleme. Wir sind nicht gezwungen, uns darauf einzulassen. Niemand wird bemerken, wenn wir nicht wollen – und wir gehen unserer Wege wie immer. Entscheiden wir uns aber zu lieben – nicht als halbherziges Experiment, sondern vorbehaltlos und verschwenderisch –, so wird sich unser Leben für immer verändern und uns reich belohnen. Es ist, als würden wir einen Stein ins Wasser werfen, der immer weitere Kreise zieht. Was wir heute noch Familie nennen, ist erst der Anfang. Die, die wir uns zu lieben entschließen, gehören bald dazu, und es entsteht eine große Gemeinschaft. Sehnen Sie sich nicht auch danach?

DAS KARTOFFELFIASKO

„Don, Schatz, hast du ab und zu ein Auge auf die Kartoffeln?“, rief ich.

„Und was soll ich notfalls machen?“, fragte mein Mann zurück.

Ganz ruhig, Eileen. Einmal tief durchatmen und freundlich antworten, ermahnte ich mich.

Ich gratulierte mir im Stillen, dass ich dem Drang widerstanden hatte, ihn für begriffsstutzig zu erklären.

„Wirf nur ab und zu einen Blick drauf. Dann musst du sie pieken, abgießen und mit dem Stampfer quetschen“, flötete ich bemüht. Keine schwere Aufgabe, meinen Sie nicht auch?

Wir arbeiten beide ganztags, und im Laufe der Jahre haben wir uns bemüht, die Aufgaben im Haushalt einigermaßen gerecht zu verteilen. Wenn einer kocht (meist ich), wäscht der andere ab. Don kümmert sich meistens um die Einkäufe, während ich mich des Putzens annehme. Seine Aufgabe ist es, das Auto am Laufen zu halten und die Überweisungen zu machen, und ich organisiere unsere Urlaube. Das funktioniert im Großen und Ganzen recht gut.

Eines Tages geschah jedoch etwas, was später in die Familienchronik als das „Kartoffelfiasko“ eingehen sollte. Ich hatte das Essen schon fast fertig und die Kartoffeln mussten bald vom Herd, als mir plötzlich einfiel, dass die Banken gleich schlossen

und ich noch etwas zu überweisen hatte. Also bat ich Don aufzupassen.

Als ich nach einer halben Stunde zurückkehrte und in unsere Straße bog, registrierte meine sensible Nase bereits einen brenzligen Geruch.

Irgendein Haus steht in Flammen, dachte ich noch.

Als ich unser Grundstück erreichte, wurde mir angst und bange. Fenster und Türen standen weit offen, und im Haus war es bitterkalt, wie ich beim Eintreten bemerkte. In der Küche fand ich überall Kartoffelreste auf Herd, Arbeitsplatte und Fußboden.

„Was ist denn hier los?“, kreischte ich. Ich trat auf die Veranda – und wunderte mich, warum der angekohlte Kartoffeltopf unter einem unserer Gartenstühle stand. Offenbar hatte er die Sitzfläche durchschmolzen.

„Wieso ist der Stuhl kaputt?“, fragte ich, als ich in die Küche zurückkehrte.

„Na ja, ich habe eben den Topf drauf abgestellt.“

„Auf Plastik? Auf *Plastik*?“, krächzte ich papageienhaft. „Wie kann man so dämlich sein!“

Und da war er wieder – der Wortschwall, mit dem ich meinen Mann um den Verstand zu bringen pflegte. Meine Wutrede füllte den Raum aus und verdrängte beinahe den Qualm.

„Wie konntest du nur! Nicht mal die einfachsten Sachen kriegst du hin!“

Das war wieder typisch für mich: Ich machte aus einer Mücke einen Elefanten. Denn für mich bedeutete das, was passiert war, dass Don mich wie so oft nicht ernst nahm, nur mit halbem Ohr zuhörte und mich einfach reden ließ. Für ihn war das alles keine große Sache. „Dann kaufen wir eben einen neuen Topf“, sagte er. (Und einen neuen Gartenstuhl dazu?)

Ich *wusste*, dass ich eigentlich eine Auszeit brauchte, um wie-

der zur Vernunft zu kommen. Aber der Geruch in der Küche war so penetrant, dass daran nicht zu denken war. Ich *wusste*, dass kindische Bockigkeit zu nichts führt. Aber der letzte Rest Einsicht war längst dahin. Ich drohte wie jene überhitzten Kartoffeln zu platzen, und ich war sicher, es keinen Augenblick länger in diesem stinkenden Haus auszuhalten.

Ich habe die Nase voll von einem Mann, der nicht zuhört und alle Arbeit mir überlässt. Warum kann er nicht einmal tun, was ich sage? Warum bringt er so was Einfaches nicht fertig? Ist doch keine Wissenschaft, den Kartoffeltopf im Auge zu behalten!

Je länger ich über alles nachdachte, desto mehr steigerte ich mich in meine Wut hinein, und ich begann wieder, mich als Märtyrerin zu fühlen – mit den zwei meistgebrauchten Vokabeln der Geschundenen: *immer* und *nie*.

Nur weil ich die Frau bin, bleibt an mir immer die Kocherei hängen. Würde ich in der Küche keinen Finger rühren, müssten wir essen gehen und hätten nie genug Geld. Wäre ich's nicht, die sich immer wieder breitschlagen lässt, würden wir verhungern! Er hilft mir nie in der Küche!

Ich bin sicher, dem ein oder anderen Leser drängen sich jetzt Fragen auf: Haben Sie gerade immer Ihre Tage, wenn es so schlimm kommt? Machen Ihnen die Wechseljahre zu schaffen? Oder nehmen Sie Tabletten mit entsprechenden Nebenwirkungen?

Darauf müsste ich antworten: Nein, nein, nichts davon trifft zu. Eigentlich bin ich gesund und munter. Und ich müsste es auch besser wissen. Aber der gesunde Menschenverstand kommt mir einfach manchmal abhanden.

Ich stürmte nach draußen und schlug die Tür hinter mir zu, fuhr mit dem Auto zum nahe gelegenen See, parkte am Wasser, presste die Stirn gegen das Lenkrad und stieß einen Schrei aus, der die Vögel aufscheuchte, die Wellen kräuselte und die Schei-

ben zu sprengen drohte. Und der Weinkrampf danach war reif für die Theaterbühne. Ist die Ehe nicht zuweilen die schwerste aller Beziehungen auf Erden?

Da kam mir das Gebet des Blinden in den Sinn, von dem die Bibel berichtet. Jesus fragte ihn, was er wolle, und er antwortete ganz schlicht: „Herr, ich möchte wieder sehen können!“ (Lukas 18,41)

Ich stammelte die Worte wieder und wieder und fügte hinzu: „Herr, lass mich erkennen, was ich jetzt tun soll.“

Irgendwann fuhr ich nach Hause und stürmte sofort in die Küche. Don stand am Tresen und begrüßte mich mit den Worten: „Du hättest wirklich nicht so übertreiben müssen.“

Da war die Lunte sofort wieder entzündet und brannte zischend ab. Doch glücklicherweise dachte ich rechtzeitig an unsere Auszeit-Regel, floh ins Schlafzimmer, schloss die Tür hinter mir und warf mich tief unglücklich aufs Bett. Für meinen Mann, durch und durch Verstandesmensch, ging es lediglich um das Schicksal eines Kochtopfs. Ich aber rang um Fassung wegen eines Mannes, der weghörte, der nicht willens war, mir selbst in kleinen Dingen beizustehen, und der mich ignorierte wie ein altes Möbelstück.

Langsam kam ich zur Ruhe, und meine Gedanken ordneten sich wieder. Letztlich ging es doch bei all dem um ... um ... Dominanz? *Er* sollte also gefälligst auf *mich* hören! *Oha!*

Schrecken Sie nicht auch manchmal in jenen Augenblicken auf, wenn Gott Ihnen, wie erbeten, die Augen öffnet?

Don fand seinen gesunden Menschenverstand schneller wieder als ich. Er klopfte an die Schlafzimmertür.

„Ein Tässchen Tee gefällig?“, fragte er.

Ich war beeindruckt. Nicht nur, dass er so freundlich „Tässchen“ sagte. Nein, er hatte etwas *für mich getan!*

Don kam mit dem Tablett herein, stellte es auf die Bettkante und rundete seinen kleinen Liebesdienst mit einem Wortgeschenk ab: „Es tut mir leid, Liebes. Ich habe wieder mal nur mit halbem Ohr hingehört. Dabei bittest du mich doch gar nicht oft um was. Tut mir wirklich leid. Verzeihst du mir?“

Nachdem ich einen Moment verlegen geschwiegen hatte und meinen Blick nicht von jenem „Tässchen“ Tee abwenden mochte, sah ich zu Don auf und folgte seinem Beispiel. „Mir tut es auch leid“, murmelte ich.

Die Älteren unter meinen Lesern erinnern sich wahrscheinlich noch an den Film *Love Story*. Die Aussage dieses Films lautete: „Liebe heißt, niemals um Verzeihung bitten zu müssen.“ Wer also liebt, würde ohnehin alles vergeben, was der eine dem anderen antut.

Doch in meiner eigenen Liebesgeschichte – zwischen Don und mir – heißt Liebe durchaus, um Verzeihung zu bitten.

Wie käme besonders Don ohne diese Worte aus? Sie sind wichtig für ihn, denn sie sind sein bevorzugtes Ausdrucksmittel, um mir verständlich zu machen, dass er mich liebt. Ich dagegen zeige meine Liebe, indem ich ihm praktisch zur Hand gehe oder ihm den einen oder anderen Liebesdienst erweise.

Don erinnert mich immer wieder daran, dass wir darauf achten sollten, gegen unsere *Probleme* vorzugehen und nicht gegen den Partner. Das *weiß* ich natürlich. Ich kenne die einfachen Kommunikationsregeln durchaus, die wir verabredet haben. Wir sollten uns zum Beispiel bemühen, möglichst oft in der Ichform zu reden und die berühmte Auszeit zu nehmen, wenn die Debatte allzu hitzig wurde.

Ich wusste, dass ich mich soeben wie ein bockiges Kind aufgeführt hatte. Aber die schlichten Worte – „Es tut mir leid“ –, krenzen mit einem liebevoll zubereiteten „Tässchen“ Tee, schafften

uns beiden den Spielraum, um innerlich und äußerlich Frieden zu schließen. Sobald ich meine Reue ausgesprochen und etwas von dem köstlichen irischen Tee genossen hatte, kehrte auch die Vernunft zu mir zurück, und so schafften wir es endlich, *miteinander* zu reden. Wir hörten uns an, was der andere fühlte und dachte. Und nachdem jeder versprochen hatte, nun ausreichend gehört und verstanden worden zu sein, beteten wir gemeinsam.

Die Stimmung wechselte augenblicklich. Wir fielen uns in die Arme und stellten plötzlich fest, wie hungrig wir waren. Und das Abendessen schmeckte – auch ohne Kartoffeln.

Eileen Roddy



*E*ileen erwähnte den Spruch aus dem Film: „Liebe ist, niemals um Verzeihung bitten zu müssen.“ Haben wir uns verrannt und wissen nicht mehr, was wir sagen sollen, dann mag uns dieses Motto als bequeme Ausflucht erscheinen. Der andere weiß ja sowieso, dass es mir leidtut, mögen wir denken, denn wie schwer fällt es mir, Schuld zu bekennen!

Aber wenn die Fetzen fliegen und die scharfe Zunge Wunden schlägt, dann ist ein Wort der Reue immer noch der einfachste Schritt zur Heilung.

Ein kluges Wort aus der Bibel deutet jedenfalls darauf hin, dass wir ein vollkommenes Leben führen könnten, wenn wir unsere Zunge im Zaum hielten. Es gelänge uns dann, das Leben in weiten Bereichen in geordneten Bahnen zu lenken (Jakobus 3,2).

Leider sind wir Menschen alles andere als vollkommen, und wir sagen viele Dinge, von denen wir wissen, dass sie besser unausgesprochen geblieben wären – vor allem denen zuliebe, die uns ans

Herz gewachsen sind. Haben wir aber mit unserer scharfen Zunge verletzt, können wir den Heilungsprozess mit einem schlichten Bekenntnis zur Reue einleiten.